

KATE PULLINGER

*Eine Liebe
in Luxor*

Roman

Aus dem Englischen
von Kristian Lutze

BLOOMSBURY BERLIN
BLOOMSBURY PUBLISHING • LONDON • NEW YORK • BERLIN

Drei

Der Ruck, als das Schiff an den Kai stieß, versetzte mir einen kleinen Schlag, einen Lebensfunken: endlich Ägypten. Ich wandte mich meiner Lady zu, die neben mir an der Reling stand und die von Rauch und Hitze verschleierte Stadt betrachtete. »Wir sind da.«

Sie lächelte. »Es heißt, Alexandria sei eigentlich gar nicht Ägypten.«

»Nicht, Mylady?«, fragte ich enttäuscht, obwohl ich das bereits wusste.

»Ein Ort zwischen den Welten, mediterran, afrikanisch, europäisch, voller Phantommonumente, die vor langer Zeit verschwunden sind.«

Ich sah meine Lady an, unsicher, was sie meinte; ihr Ton war unerwartet harsch. Unterwegs war es mir vorgekommen, als sei sie ebenso aufgeregt wie ich, an diesen antiken Ort zu reisen. Ich musste ein weiteres Mal daran denken, was sie alles zurückgelassen hatte. Und die Ankunft an unserem fremden Ziel hatte wohl auch sie daran erinnert.

»Aber du hast Recht, Sally.« Sie wandte sich mir zu und legte ihre Hand auf meine Schulter, als wolle sie mich beruhigen. »Wir sind da. Ägypten.«

Die erste Fahrt durch die Stadt entsetzte uns beide; nichts, was wir im Jahr zuvor am Kap gesehen hatten, hatte uns darauf vorbereitet. Schmutz. Armselig aussehende Kinder, die uns um Geld anbettelten, sobald die Kutsche bremste, was wegen des schrecklichen Gedränges in den engen Straßen häufig der Fall war. Einmal kam ein Kind zu nahe, als die Kutsche weiterfuhr; ich sah

einen Mann, der es von der Straße in einen sicheren Torbogen zerrte, wo er es mit einem Pantoffel schlug. Die Sprache rauschte an unseren Ohren vorbei, glatt, sperrig, voller unvertrauter Klänge, Knurr- und Kehllaute. »Ich werde nie ein einziges Wort lernen!«, sagte ich. Meine Lady war blass geworden, als ob ihre kostbare Gesundheit, die sie auf der Seereise wiedererlangt hatte, aus ihrem Körper entwichen und aus dem Fenster in den harten blau-weißen Himmel geflogen wäre.

Die Wohnung der Rosses war kühl und still. Es fühlte sich eigenartig an, dort allein zu sein – ich schlief jede Nacht im Bett meiner Schwester Ellen, und meine Lady quartierte sich im Schlafzimmer ihrer Tochter ein –, obwohl ich froh war, dass ich nicht von Miss Janet in meine Pflichten eingewiesen wurde wie daheim in England, und ich vermute, meine Lady dachte ähnlich. Aber so war niemand dort, um uns zu begrüßen, niemand, der uns die Umstellung leichter machte; die Rosses hatten in Alexandria keine festen Dienstboten. Miss Janet hatte nicht daran gedacht, eine Hilfe für uns zu finden, und meine Lady hatte nicht daran gedacht, danach zu fragen. Wir würden allein zurechtkommen müssen. Meine Lady ruhte sich in dem Dachgarten aus, den ihr Schwiegersohn angelegt hatte; dort oben konnte sie Briefe nach Hause schreiben, lesen und Landkarten studieren, um unsere Reise den Nil aufwärts zu planen. Ich wusste, dass sie die Überfahrt und die exotische Mischung der Mitpassagiere genossen hatte – eine italienische Operntruppe, vier Damen aus der Levante und ein charmanter spanischer Konsul zu ihrer Unterhaltung –, aber nach unserer Ankunft wurde sie bedrückt und schwermütig. Ich sah, dass sie sich sorgte, was hier in Ägypten aus uns werden sollte, und nach einigen äußerst erfolglosen Ausflügen in den schmutzigen Mahlstrom Alexandrias gab meine Lady auf und zog sich zurück. Neben dem Dachgarten gab es eine Bibliothek, die Miss Janet – Mrs Ross, meine ich – von England hatte herschiffen lassen und in der meine Lady fortan ihre Tage verbrachte, ehe sie abends auf die Dachterrasse kam. Dar-

über war ich froh, denn es war offensichtlich, dass die Straßen voller Krankheiten waren, und jedes Mal, wenn ich unterwegs war, hörte ich Husten, der ganz so klang wie der meiner Lady.

Alexandria war, wie Mrs Ross uns gewarnt hatte, moderig, die Meerluft überzog die Gebäude der Stadt mit einer Salzkruste. Ich ging durch Straßen mit prächtigen weißen, europäischen Fassaden und warf kurze Blicke in ägyptische Innenräume voller Orange-, Rot-, Gold- und Grüntöne. Mr Ross' Dachgarten war ordentlich, englisch, schattig und grün, während die Gärten in den Höfen, in die ich sah, voller Farben und fremder Bäume mit üppigen Blüten waren, deren süßer Duft den Gestank der Stadt durchdrang. Echte Sehenswürdigkeiten, die man hätte besichtigen können, gab es nicht, weil alle historischen Stätten allein auf Mutmaßungen fußen – »Phantommonumente«, wie meine Lady sagte, nicht mehr und nicht weniger: Hier *könnte* das Grabmal von Alexander dem Großen gewesen sein; dort stand *wahrscheinlich* der Leuchtturm des Pharaos, eines der Wunder der antiken Welt; aber es gab nichts zu sehen. Stattdessen herrschte das wildeste Durcheinander von Völkern, das man sich vorstellen kann, und alle wollten etwas verkaufen: ein eleganter italienischer Barbier neben einem syrischen Bäcker mit Lehmofen, eine prächtige französische Patisserie, vor deren polierten Glastüren eine Schar schnatternder Bauersfrauen Apfelsinen verkaufte.

So ganz auf mich gestellt, unternahm ich Ausflüge auf die Straßenmärkte und in die Läden, musste mich jedoch allzu oft geschlagen geben und mit leeren Händen heimkehren, eine Meute ausgelassener Kinder auf meinen Fersen. Wenn die Leute mich auf der Straße sahen, lächelten sie, und ich wusste nicht, ob sie mich grüßten oder auslachten. Nie zuvor war ich irgendwo so wahrhaft fremd gewesen wie an diesem Ort.

Eines Tages, als ich mich gerade für einen weiteren Streifzug über den Markt fertig machte – vielleicht würde ich es ja dieses Mal tatsächlich schaffen, ein oder zwei Kartoffeln zu kaufen –,

standen unerwartet zwei Freunde von Mr Ross vor der Tür: Mr Hekekyan Bey, ein Armenier, der in England studiert hatte, in einem englischen Anzug und mit einem roten Fes mit blauer Quaste auf dem Kopf, eine außergewöhnliche Kombination, die ihm aber irgendwie stand, und Mr William Thayer, der amerikanische Generalkonsul, jung und gut aussehend, mit einem offenen, freundlichen Gesicht. Sie waren sehr amüsiert von den Geschichten meiner Lady über unser Unvermögen, uns anzupassen und einzuleben; ich beobachtete, wie meine Lady sich, getragen von ihrer Belustigung, über ihre Unpässlichkeiten erhob, und wurde erneut gewahr – wie hatte ich es vergessen können? –, dass sie genau das zum Aufblühen braucht: andere Menschen. In Gesellschaft ist sie in ihrem Element; sobald die beiden eintrafen, begann sie, freier zu atmen. Jemand, mit dem man reden und debattieren, jemand, den man befragen kann; jemand, der das Leben interessanter macht. Und hier waren nicht nur ein, sondern gleich zwei Gentlemen, die sich überaus bereitwillig unterhielten und unterhalten ließen. Als Mr Thayer meine Lady fragte, was sie von Alexandria hielt, erwiderte sie: »Ist dies nicht die Stadt, in der Kleopatra sich das Leben nahm?«

Beide Männer lachten. »Was Sie brauchen, Lady Duff Gordon, ist ein Dragoman«, erklärte Mr Thayer.

»Ein was?«, fragte meine Lady.

»Ein Dolmetscher, ein Führer, ein Faktotum«, sagte er und betonte das letzte Wort besonders.

»Oh«, erwiderte meine Lady, »werden wir uns dann weniger« – sie sah mich an, als ich das Kaffeetablett abstellte – »verloren fühlen?«

»Ja«, erklärte Mr Thayer bestimmt. »Sie können in diesem Land unmöglich ohne einen Ägypter an Ihrer Seite reisen. Ich kenne da den perfekten Burschen.«

Und ehe meine Lady Zeit hatte, sich zu fragen, ob sie so etwas wirklich brauchte oder es sich überhaupt leisten konnte, kehrte Mr Thayer noch am selben Tag mit einem jungen Ägypter zu-

rück. »Madam«, erklärte er mit einer Verbeugung, »Mr Omar Abu Halawy. Vater der Süßigkeiten.«

»Verzeihung«, erwiderte meine Lady belustigt. »Der Süßigkeiten?«

Mr Omar Abu Halawy wirkte leicht verdutzt, und ich fragte mich, wie viel von dem, was besprochen wurde, er verstand. Er beobachtete Mr Thayer und meine Herrin aufmerksam, was mir die Gelegenheit gab, ihn genauer zu betrachten. Er war ein wenig jünger als ich, vielleicht Mitte zwanzig, obwohl das schwer zu sagen war. Er war schlank – alle ägyptischen Männer sind schlank, es sei denn, sie sind sehr reich. Er war adrett gekleidet, seine Gewänder gepflegt und ordentlich. Wie die meisten Ägypter war er sauber rasiert, und seine Haut sah außergewöhnlich glatt aus. Er erinnerte mich an irgendjemanden, und der Gedanke nagte an mir, bis mir das Museum in London einfiel: mein steinerner Pharao. Mir wurde mit einem Mal heiß, mein Hals schnürte sich zu und mein Herz setzte für einen Schlag aus. Ich errötete ob meiner albernen Launen und hoffte, dass niemand mich ansah.

»Abu Halawy – Vater der Süßigkeiten«, wiederholte Mr Thayer mit seinem glatten, runden amerikanischen Akzent, »das ist die Übersetzung seines Namens. Er stammt aus einer Familie von Zuckerbäckern aus Kairo. Und ich kann Ihnen versichern, dass er selbst auch ein sehr guter Koch ist. Ich sage es noch einmal: Mr Omar Abu Halawy.«

Daraufhin verneigte sich Mr Abu Halawy tief, richtete sich gerade auf und zog mit einem Lächeln eine kunstvoll verpackte Schachtel mit Honig gesüßtem Teegebäck hinter seinem Rücken hervor, die gleichen, die ich – vergeblich – zu kaufen versucht hatte. Seit unserer Ankunft hatte ich mich bemüht, für meine Lady zu kochen – wir hatten hauptsächlich von frischen Datteln vom Markt und einem mit Salz und Kräutern bestreuten Fladenbrot überlebt, das ein kleines Kind auf unbekanntes Geheiß jeden Morgen an unsere Tür brachte, köstlich, wenngleich nicht sättigend –, und die Vorstellung, einen Dragomanen anzustellen,

der kochen konnte, ließ mich beinahe vor Hunger in Ohnmacht fallen; ein Hunger, den ich in den letzten Tagen nicht beachtet hatte, als ich unter dem Vorwand, schon gegessen zu haben, auf Mahlzeiten verzichtet hatte, damit meine Lady genügend aß. Aber dann kam uns Mr Omar Abu Halawy zu Hilfe und danach war alles viel einfacher.

Das Vorstellungsgespräch war kurz und bündig; meine Lady lud Mr Abu Halawy ein, sich eine Weile zu ihr zu setzen, und sie unterhielten sich, wobei Mr Thayer zwischendurch, wenn nötig, mit einer Übersetzung aushalf oder erneut das Loblied des Dragomanen sang. Ich servierte Tee aus der Speisekammer der Rosses (wenn sie aus England zurückkehren, werden sie ihre Vorräte gründlich aufstocken müssen, fürchte ich). Wie sich herausstellte, sprach Mr Abu Halawy recht gut Englisch, und Mr Thayer pries ihn als gewieften Händler, was in einem Land, in dem, wie ich bestätigen konnte, praktisch alles Verhandlungssache war, unentbehrlich sei.

So wurde er unser. Am nächsten Tag zog er in die Wohnung der Rosses ein. Und ich begann meine ägyptische Ausbildung.

»Hallo«, sagt er, »*as-salāmu 'alaikum.*«

Wir sitzen zusammen auf der Terrasse des Shepherd's Hotel. Meine Lady ist nach oben gegangen, um sich vor dem Essen noch ein wenig auszuruhen. Die Abendsonne schimmert rosa, verschliert vom Schmutz der Stadt und Rauch der offenen Feuer. Unter uns liegt Kairo beinahe still.

»*Salam* bedeutet Frieden. Ein Gruß, eine Art, Hallo zu sagen. *As-salāmu 'alaikum.* Es gibt auch *ahlan*. Darauf antworten Sie *ahlan wa-sahlan.*«

Ich versuche es: Die Worte fühlen sich in meinem Mund gleichzeitig luftig und erdig an. Ich habe diese Begrüßungen auf dem Markt oft gehört, aber das macht es nicht leichter, die Worte selbst auszusprechen.

»Mein Name ist Sally Naldrett«, sagt Mr Abu Halawy, und

ich unterdrücke ein Kichern; er runzelt übertrieben die Stirn.

»*Ana ismi* Miss Naldrett.«

»Das ist leicht«, sage ich. »*Ana ismi*. Das bin ich!«

»*We inti?*«, fragt er.

»Verzeihung?«

»*We inti?* Und du? *Inti* für eine Frau, *inta* für einen Mann. *We inti?*«

Ich werde rot, obwohl ich weiß, dass er mich gar nicht nach meinem Namen fragt, weil er ihn schon kennt. »*Ana ismi* Miss Naldrett. Miss Sally Naldrett«, antworte ich zögernd.

Das kleine Boot bewegt sich den Nil aufwärts. Während wir weiter nach Süden, fort von allem Mediterranen und Europäischem, in die Hitze reisen, verlieben meine Lady und ich uns. Nicht in eine Person. Wir verlieben uns in den Fluss und das Land, das er nährt und überflutet, in den Nil und seine Menschen.

Natürlich gibt es Unbequemlichkeiten. Das Leben auf dem Boot ist so anders als unser vorheriges Leben, das Leben von Salon und Krankenzimmer, Küche und Garten. Unsere Kleider sind unpassend, die hochgeschnürten Schuhe, die Handschuhe, die Hüte, die Unterwäsche und die Korsetts. Ich sitze in meiner kleinen, niedrigen Kabine und starre auf die Sachen, die ordentlich gefaltet in meinem Koffer liegen; was kann ich tragen, ohne zu ersticken? Ich denke an die Kinder – kleine Jungen, schlank wie das Schilf des Nils –, die ich gestern am Ufer habe spielen sehen, und sage leise für mich: »Am liebsten würde ich nackt herumlaufen!« Ich lache über die Vorstellung. Trotzdem muss ich mich für den Tag ankleiden und treffe schließlich eine Wahl. Braunes Musselin bis zum Hals geschlossen, in England war es eines der besten – solidesten – Kleider, die ich je besessen habe. Meine Lady hat es mir geschenkt. Sie hat es nur ein- oder zweimal getragen, als sie noch rundlicher war als ich; es war sonst nicht ihre Art, verschwenderisch mit Kleidung umzugehen, aber sie mochte das Kleid nicht, mochte die braune Farbe nicht und

sagte: »Ich weiß nicht, was mich geritten hat.« Und dann gab sie es mir. Ich bin größer als meine Lady, deshalb habe ich den Saum herausgelassen, damit es mir passt, und die Farbe sieht gut aus zu meinem dunklen Haar und den braunen Augen. Nun ertappe ich mich bei der Frage, ob ich vielleicht Luftschlitze in den steifen Stoff schneiden sollte, um meinen Körper zu kühlen und die schreckliche Hitze, die er ausbrütet, zu lindern. Angeblich ist es hier im Herbst genau wie in England, doch es gleicht keinem Herbst, den ich kenne. Mr Abu Halawy sieht immer kühl aus, und ich frage mich, wie er es schafft. Er ist schließlich nicht unbekleidet, sondern vielmehr sehr fein gewandet; er achtet ebenso sehr auf seine Kleidung wie ich auf die meiner Lady, auf seine Tunika mit der breiten Schärpe, die Pluderhose und die adrette Weste – *sudeyree*, erklärt er mir während einer unserer Sprachübungen. Schon bei Tagesanbruch zeigt er sich ordentlich und präsentabel und ist es immer noch, wenn die Sonne nach einem weiteren langen, heißen Tag hinter den weißen Hügeln versinkt.

Diese weißen Hügel sehe ich, wenn ich in der Dunkelheit meiner Kabine die Augen schließe; das ist die Wüste, sage ich mir. Die Wüste. Allein das Wort ist beängstigend. Dort endet das üppige Grün, weil der Nil trotz all seiner Ausdehnung nicht dort hin reicht. Wenn die Sonne auf unser Boot *Zint el-Bachrain* (ich lasse die Worte wieder und wieder über meine Zunge rollen) knallt und ich nach einem Zufluchtsort suche, an dem ich mich ausruhen und dem Gefühl entkommen kann, zu brennen und zu verbrennen, sehe ich manchmal über das Wasser und das bestellte Land auf jene weißen Hügel und bekomme Angst. Die Wüste in all ihrer kargen endlosen Weite, die ägyptische Wüste, bevölkert von den Toten, voller Friedhöfe, Bestattungstempeln, Mumien in ihren Grabmälern und Arbeitern in ihren Gräbern. Ich muss den Blick abwenden.

Aber für den Augenblick bin ich sicher, sicher und glücklich, auf unserer Dahabije *Zint el-Bachrain* flussaufwärts zu fahren; Mr Abu Halawy hat sie gemietet, als wir von Alexandria nach

Kairo weitergereist waren. Kairo! Was für ein Chaos, was für ein Licht! Wir brauchten Vorräte; auch die besorgte er und erlaubte mir sogar, ihn auf seinen Streifzügen über die Märkte zu begleiten. Er führte meine Lady und mich durch die Straßen der Stadt fernab des Sheppard's Hotel – feucht, voller Menschen und mit einem Kohlgeruch wie in den Fluren des Hotels auf der Isle of Wight –, durch enge Gassen zwischen Häusern mit überhängenden Obergeschossen und Erkerfenstern, die Holzgitter gegen die Sonne schützten, so genannte Windfänger, die jeden noch so schwachen Luftzug einfangen sollen. Wir haben die große mittelalterliche Moschee Ibn Tulun gesehen, wo wir beobachteten, wie unser Dragomane die Schuhe auszog, sich die Füße wusch und zum Gebet niederkniete, und Khan el-Khalili, den riesigen Basar, wo meine Lady behandelt wurde wie eine zu Besuch weilende Würdenträgerin. Wir tranken bittersüßen türkischen Kaffee, und meine Lady stellte Fragen wie ein aufgeregtes Kind, das alles sehen, hören, schmecken und riechen will, und ich empfand genauso. Unter Mr Abu Halawys Führung konnten wir ein Stück des wahren Ägyptens besichtigen, des Ägyptens, nach dem wir uns beide gesehnt hatten, gleichzeitig antik und modern, beenzt und luftig, voller Lärm, Hitze, Wachstum und Verfall. Auf einigen unserer Ausflüge wurden wir auch von Mr William Thayer begleitet, und in seiner Gegenwart genas meine Lady vollkommen und war wieder ganz die Alte, lebhaft und lebendig. Wir führten sie auf einem Esel durch die Stadt, den wir George nannten (»Er erinnert mich an Mr Meredith«, behauptete meine Lady) und zusammen mit einem Eselstreiber namens Hassan gemietet hatten. Der arme Junge wurde rasch ein weiteres Opfer unserer Anschläge auf die arabische Sprache, und nach nur einem Tag mit uns hatte er es sich angewöhnt, ständig das arabische Wort für alles in Sichtweite zu rufen. »*Mayya*«, sagte er und zeigte auf meinen Becher mit Wasser. »*Nahr*«, sagte er und wies auf den Nil.

Abends kehrten wir ins Hotel zurück, wo meine Lady ihre

Zeit damit verbrachte, die Ereignisse des Tages in Briefen nach Hause festzuhalten. Sie schrieb sowohl Sir Alick als auch ihrer Mutter jeden Tag einen Brief, daneben auch ihren Freunden, ohne eine Antwort abzuwarten, ehe sie den nächsten schrieb. »Eine Antwort könnte Wochen brauchen«, sagte sie immer. »Ich ertrage es nicht, so lange zu warten, um ihnen von dem Gesehenen zu erzählen.« Es war, als wäre das Schreiben dieser Briefe am Ende eines Tages ebenso wichtig wie der Tag selbst, wenn nicht wichtiger, als ob diese Briefe nach Hause ihre Arbeit geworden seien, Ersatz für die Werke, die sie früher verfasst hatte.

Mr Hekekyan Bey lud meine Lady zum Abendessen in sein Kairoer Haus ein, ein von Feldern umgebenes Grundstück unmittelbar jenseits der Stadtgrenze. In dem kühlen, dunklen Salon, wo Antiquitäten – geschnitzte Friese, kleine Skulpturen und steinerne Köpfe – an der Wand gestapelt waren wie alte Ziegelsteine, beobachtete ich, wie Mr Hekekyan Beys Frau meiner Lady die ägyptische Art zu essen zeigte, im Schneidersitz auf dem Boden um ein großes gemeinsames Tablett. Sie hielt nur ihre rechte Hand hoch. »Diese Hand«, sagte sie, »kein Besteck.« Und dann benutzte sie das Fladenbrot wie eine kleine Schaufel. Ich wusste, dass diese Art, ein Mahl zu sich zu nehmen – vertraut und entspannt, exotisch und dennoch praktisch –, meiner Lady gefallen würde; sie lachte und sagte: »Wie überaus effizient.« Und dann aß sie mit großem Appetit, als ob Essen an sich etwas vollkommen Neues für sie wäre.

Sie genoss die Gesellschaft und das Abenteuer, aber auf der Kutschfahrt von Mr Hekekyan Beys Haus zurück in die Stadt wurde ihr Husten wieder schlimmer. In den letzten Tagen war es ein wenig abgekühlt. »Wir müssen weiter nach Süden«, sagte sie, »nach Oberägypten, wo die Luft sauber, heiß und trocken ist.«

»Mr Abu Halawy wird mir bei den Vorbereitungen helfen«, antwortete ich. »Wir können in wenigen Tagen aufbrechen.«

Meine Lady nickte und schloss die Augen.

Und so verließen wir Kairo. Noch hatten wir die Pyramiden

von Gizeh nicht besichtigt; das würde trotz meiner Ungeduld bis zu unserer Rückkehr warten müssen, doch die Aussicht auf das, was wir unterwegs sehen würden, tröstete mich. In Ägypten ist alles so vollkommen unvertraut, selbst der Mond und die Sterne sehen verändert aus, fremd, als wären meine Lady und ich nicht in ein anderes Land, sondern zu einem anderen Planeten gereist.

Und nun, ja, nun fahren wir auf der Dahabije nilaufwärts.

Die Sprache der Bootsleute ist voller wohlklingender Melodien. Am frühen Morgen, bevor ich ganz wach bin, höre ich die Männer singen, wenn sie an der Tür meiner Kabine vorbeigehen – was für ein Geräusch zum Erwachen! –, und vor meinem winzigen Fenster klatscht träge das Wasser gegen den Rumpf. Später rufen die Männer vom Heck zum Bug, von einem Schiff zum anderen, und ich lausche. Meine Lady und ich suchen tastend nach Worten – darin sind wir gleich –, wir hören angestrengt zu, saugen alles auf und versuchen, die Männer nachzuahmen. Jeden Tag lernen wir ein paar neue Wörter; *Tschai* – Tee, *Kahwa* – Kaffee, ähnlich, aber ein wenig anders als *aiwa* – ja; Wörter, die eingatmet und von der Kehle zurückgeworfen werden, und wir sprechen sie uns vor, verbessern uns gegenseitig bei Akzent und Betonung und versuchen eifrig, sie Mr Omar Abu Halawys englischen Wörtern zuzuordnen. *As-salāmu 'alaikum. Shukran. Insha allah. Alhamdulillah.* Als wir am Nachmittag beieinandersitzen und auf den Nil blicken – meine häuslichen Pflichten an Bord des Schiffes sind durch die Anwesenheit unseres Dragomanen beträchtlich weniger geworden, so dass ich eine neue, aufregende Freiheit verspüre –, bitte ich ihn, mir das ägyptische Alphabet beizubringen. »Aber Miss Naldrett«, sagt er sanft, »ich kann weder lesen noch schreiben.« Ich versuche, meine Überraschung zu verbergen, indem ich mich daran erinnere, dass viele Männer in vergleichbarer Position in England auch nicht lesen und schreiben konnten, und ich mich glücklich schätzen kann, diese Fertigkeiten wie auch die Bücher selbst von meiner Lady vermittelt bekommen zu haben.

Und so fahren wir gemeinsam fort und tauschen Wörter wie Blicke. Das Leben ist zu einer einzigen großen Vokabelübung geworden, die mich froh macht und erschöpft.

Ich bin es nicht gewohnt, so eng mit einem Mann zusammenzuarbeiten. Waschen, kochen, putzen, mich um meine Lady kümmern: Ich bin es nicht gewohnt, dass die Fertigkeiten eines Mannes meinen eigenen so ähnlich sind. Eigentlich hätte es eine große Umstellung sein müssen, eine Schwierigkeit – den Alltag in Ägypten zu meistern – war durch eine neue ersetzt worden – meine Lady nicht mehr für mich zu haben. Er beachtet die Unterscheidung zwischen Männerarbeit und Frauenarbeit gar nicht; für ihn ist es eine Pflicht, die erledigt werden muss. Mir kommt der Gedanke, dass ich mich, wenn ich wollte, zurücklehnen und von ihm genauso bedienen lassen könnte wie meine Lady, aber das liegt nicht in meiner Natur. Stattdessen stelle ich zu meiner eigenen Überraschung fest, dass mir die Gesellschaft gefällt. Ich weise Mr Abu Halawy in unseren Haushalt ein und Mr Abu Halawy weist mich in die ägyptischen Sitten ein. Ich werde immer die Zofe meiner Lady bleiben, und es wird immer Sachen geben, die ich erledigen kann und Mr Abu Halawy nicht, aber hier auf unserem Boot auf dem Nil würden wir ohne ihn nicht zurechtkommen. Das hat die Zeit in Alexandria und Kairo uns beiden deutlich gemacht: Ohne Mr Abu Halawy würden wir nicht überleben. Wir würden verhungern oder an Einsamkeit sterben, je nachdem, welches Unglück uns als Erstes ereilt.

Es ist seltsam. Das Duo in meiner Vorstellung – meine Lady und ich auf einem nie gekannten Abenteuer – ist ziemlich reibungslos zu einem Trio geworden.

Wir stehen in der stickigen Galerie des Bootes; sie ist Küche, Spülküche und Arbeitsraum in einem. Ich atme ein und richte mich auf. Ich habe mich beinahe an das Gefühl gewöhnt, dass ständig Schweiß an meinem Rückgrat herunterläuft wie ein winziger Nebenfluss des Nils.

Er betrachtet das Fladenbrot, das er macht; er besteht darauf, jeden Tag Brot zu backen, weil er meint, dass das Brot des Schiffskochs nichts taugt und seines unendlich viel besser sei. Er hat Recht. »Bitte, Miss Naldrett, Sie müssen sich setzen. Sie werden müde in der Hitze.«

»Aber ich könnte etwas lernen«, sage ich.

Als ich hinschaue, sehe ich, dass er lächelt.

Ich betrachte ihn. Ich kann nicht anders. Ich starre alles und jeden in diesem Land an. Er bewegt sich durch den Raum, und sein Geruch steigt mir in die Nase; er riecht immer sauber. Mir kommt der Gedanke, dass es daran liegen könnte, dass er als Muslim keinen Alkohol trinkt; im Gegensatz zu den Engländern ist er morgens nie verkatert und verquollen. Er blickt von seiner Arbeit auf, unserer gemeinsamen Arbeit. Seine Augen sind flink, dunkel, aber leuchtend, und er hat mich ertappt, lässt sich jedoch nichts anmerken. Stattdessen lächelt er. Sein Gesicht ist wie verwandelt, so als würde er mit seinem ganzen Wesen lächeln. Und ich erwidere sein Lächeln sorglos – hier gibt es keinen Grund, auf der Hut zu sein, der Haushalt in Esher mit seinem böartigen Klatsch ist Tausende von Meilen entfernt. Die beengten Räumlichkeiten der Dahabije, gleichzeitig schwül und trocken heiß, der Sand, der in jede Ritze dringt, wenn der Wind bläst, die Bies-ter, die ich am Ufer krabbeln und hoffnungsvoll ins Wasser gleiten sehe, wenn wir näher kommen: All das verblasst.

Die Dahabije. Still für mich flüsterte ich noch einmal ihren Namen: *Zint el-Bachrain*. Lang und schmal mit einem riesigen weißen Segel. Mr Abu Halawy und der Schiffsjunge mühen sich ab, es sauber zu halten, mit einigem Erfolg. Die Mannschaft besteht aus elf Männern, inklusive des Reis – des Kapitäns – und seines Maats; Mr Abu Halawy sagt, die gesamte Mannschaft stamme aus Assuan in Oberägypten. Sie sind allesamt flink und geschmeidig, und als meine Lady und ich im Hafen Boulak in Kairo an Bord gingen, reihten sie sich am Ufer auf, blitzsauber in ihren neuen weißen ägyptischen Baumwollhosen und mit blan-

ker Brust. Eine Parade halbnackter Männer. Ich sah sie an und dachte, wie merkwürdig das alles ist. Nur mit Mühe konnte ich mir ein Lachen verkneifen. Alles in Ägypten ist gleichzeitig beunruhigend und belustigend.

Bevor wir ablegten, ließ meine Lady den Reïs eine englische Flagge und einen amerikanischen Wimpel am Mast hissen, als Signal für die Konsularvertreter, denen wir entlang des Nils begegnen werden. Jeder Winkel des Schiffes ist mit Vorräten vollgepackt, die von den lärmenden Märkten Kairos stammen; nicht nur Nahrungsmittel und Getränke, sondern alles, was wir vielleicht brauchen könnten. Eine Badewanne. Teppiche. Kerzen für sechs Monate. Leinen. Ein riesiger Kupferkessel. Ich habe Liste um Liste erstellt, sie wieder und wieder geprüft und sowohl meine Lady als auch Mr Abu Halawy um Rat befragt. Wir dürfen nichts vergessen. Dieses Boot ist bis auf weiteres unser Zuhause. Unser Heim. Aber anders als jedes Heim, das ich vorher kannte.

Was geschieht, wenn man alles hinter sich lässt? Wenn man sich von allem Vertrauten verabschiedet, nicht nur von Häusern und Straßen und feuchten, windigen Wintern, sondern auch von Ehemännern, Kindern, Freunden? Für mich: von meiner Zugfahrt nach London an meinem freien Tag und der anschließenden Heimkehr. Vom Ast der Eiche, der gegen das Dach des Stalls schlägt. Von dem Postboten, der den Weg hinunterkommt. Nichts von alledem ist mir nach Ägypten gefolgt. Bedeutet das, dass ich nicht mehr derselbe Mensch bin? Bedeutet es, dass auch ich mich verändert habe?

Der Nil: grün, ein zähflüssiges, trübes Grün, oft auch braun, aufgewühlt und voller Strudel; manchmal klar bis auf den Grund, funkelnd, gläsern; nie blau. Und nachts ist er schwarz, und seine Tiefen sind unergründlich. Er riecht – ich atme tief ein – nach Pflanzen, Gräsern, manchmal seltsamerweise wie ein englischer

Gartenteich. An manchen Tagen stinkt der Fluss, aber auch das wird bald wieder fortgespült. Ich starre minutenlang auf das Wasser und sehne mich danach, Finger und Füße einzutauchen, wie ich es Männer auf anderen Booten habe tun sehen, aber ich kann nicht: das Deck liegt zu hoch über dem Wasser, und ich müsste zudem meine Handschuhe ausziehen, meinen Hut abnehmen und den Sonnenschirm weglegen.

Außerdem gibt es Krokodile. An unserem ersten Tag habe ich eins gesehen; es glitt vom Ufer ins Wasser und schwamm uns nach wie einer Beute.

Wenn die Bootsleute die *Zint el-Bachrain* dicht ans Ufer steuern, gibt es zum Glück vieles andere zu sehen, vieles, um mich von der Hitze abzulenken.

Aber für meine Lady ist die Reise offen gestanden beschwerlich; ihr Gesundheitszustand hat sich weiter verschlechtert, seit wir Esher verlassen haben. Die Seereise war zu lang, Alexandria zu feucht, Kairo zu schmutzig. Das Shephard's Hotel war zu teuer – die Sorge ums Geld ist immer die oberste in den Gedanken meiner Lady –, unbequem und, schlimmer noch, beengt. »Dieses grässliche Hotel«, sagte meine Lady später, »ich konnte es kaum erwarten, dort wegzukommen. Jetzt«, sagt sie, behauptet sie vage, »werde ich wieder zu Kräften kommen, während das Boot den Nil aufwärts nach Süden fährt.«

»Ja, gewiss«, antworte ich.

Aber nachdem der Hafen von Boulak ein paar Tage hinter uns liegt, kann sie kaum noch atmen; sie spuckt ständig Blut, was sie weiter schwächt, und keins meiner üblichen Mittel – Bettruhe, heiße Getränke, frische Luft, Wickel, Dampfbäder – wirkt.

Es ist Abend. Mr Abu Halawy ist gekommen, um das Tablett meiner Lady abzuräumen, obwohl sie keinen Bissen gegessen hat. Ich sitze am Ende des Sofas und massiere ihre Füße. »Sie sind so kalt, Sally«, sagt sie. »Eiskalt. Als ob mein Blut nicht mehr dorthin kommt.«

»Bitte erlauben Sie mir, Sie zu behandeln«, sage ich.